

Anpassung als Strukturprinzip von aktivierenden Massnahmen für Arbeitslose¹

Von Bettina Wyer

Das Paradigma der Aktivierung bestimmt seit Mitte der 90er Jahre die Weiterentwicklung der Invalidenversicherung, der Arbeitslosenversicherung und der Sozialhilfe. Sein Kern besteht in der Forderung, dass erwerbslose Klienten für den Bezug finanzieller Hilfeleistungen eine bestimmte Gegenleistung erbringen müssen. Zu diesem Zweck haben Bund, Kantone und private Anbieter ein sich immer weiter ausdifferenzierendes Feld von Kursen und Massnahmen geschaffen, die den Erwerbslosen helfen sollen, ihre Arbeitslosigkeit aktiv zu bearbeiten. Dies mit dem Ziel, schneller wieder in den ersten Arbeitsmarkt integriert zu werden. Die Aktivierungsmassnahmen sind jedoch gerade für Personen, die seit längerer Zeit erwerbslos oder über 50 Jahre alt sind, nur selten erfolgreich, wenn es gilt, ihre Reintegrationschancen zu verbessern. Das hängt nicht nur mit den hohen Erwartungen des Arbeitsmarktes an den idealtypischen Arbeitnehmer zusammen, sondern auch mit der widersprüchlichen Konstruktion der Aktivierungspolitik.

Die Geschichte der Aktivierungspolitik war von Beginn an von unterschiedlichen politischen Interessen geprägt. Zuvorderst standen und stehen gegenwärtig wieder Sparmassnahmen bei den Sozialversicherungen und der Sozialhilfe, insbesondere Kürzungen der finanziellen Unterstützungsleistungen². Mitte der 90er Jahre erklärten sich die linken Parteien nur dann zu solchen Kürzungen bereit, wenn im Gegenzug Massnahmen getroffen würden, die eine Reintegration ins Arbeitsleben erleichtern. Die Aktivierungspolitik ruht folglich – und das gilt auch für andere westliche Industrienationen – auf einem politischen Kompromiss, der spezifische Folgen für die Ausgestaltung der Verlaufsprozesse und Massnahmen hat. Die Aktivierungsbestrebungen sind gekennzeichnet durch eine Vermischung von Zwang und Hilfe, von Eigenverantwortung der Klienten und staatlichem Bemühen, die Klienten mit zahlreichen Massnahmen zu unterstützen. Diese Konfusion entmündigender und ermächtigender Elemente konstituiert eine Widersprüchlichkeit, die bei den politischen Grundlagen beginnt, in die institutionelle Ausgestaltung hineinwirkt und weitreichende Folgen für die Situation der Klienten hat.

Dass die aktivierende Sozialpolitik mit vielfältigen, neuen und kontinuierlich verbesserten Massnahmen versucht, die Reintegration arbeitsloser Menschen zu fördern, scheint angesichts des

¹ Dieser Text erschien als theoretisches Nachwort im Buch „Pfauenfedern, rosa Hemden und Flunkereien“ von Marco Piras-Keller in der Edition 8 im Herbst 2014.

Der Artikel fasst einige wesentliche Ergebnisse der Dissertation, „Der standardisierte Arbeitslose“, erschienen im UVK-Verlag im Herbst 2014 von Bettina Wyer zusammen.

² Verschiedene Forschungsbefunde zu aktivierenden Massnahmen weisen darauf hin, dass eine stärkere Konzentration auf die Klienten und eine Anpassung der diversen Massnahmen auf deren Profil notwendig sind, damit die Aktivierungspolitik erfolgversprechend sein kann. In den aktuellsten Entwicklungen zeigt sich jedoch eine zunehmende Ökonomisierung dieses Bereichs. Der politisch geschürte Wettbewerb zwischen den Kantonen sowie zwischen den einzelnen Massnahmen fördert die Entwicklung der wirksamsten, aber zugleich auch wirtschaftlichsten Angebote. Diese geraten beim Nachweis von Erfolgen unter Zeitdruck, obwohl die Erfolge häufig konjunkturabhängig eintreten. Besonders für Langzeiterwerbslose wird es so noch schwieriger, in aktivierenden Massnahmen ihre Reintegrationschancen zu steigern.

Status, den die Arbeit in unserer Gesellschaft hat, einleuchtend. Die hohen Investitionen in ein tragfähiges System arbeitsmarktlicher Massnahmen und der stete Ausbau der Hilfssysteme verweisen auf ein durchaus ernst zu nehmendes politisches Bemühen, diese Unterstützungsleistungen professionell zu gestalten. Dies selbst dann, wenn man berücksichtigt, dass die Ausdifferenzierung der Massnahmen teilweise auf den verzweifelt Versuch zurückzuführen ist, ein Reintegrationssystem für Erwerbslose, das ursprünglich als effektiver erachtet wurde, zumindest ansatzweise wirksam zu gestalten. Doch die strukturellen Widersprüche der ursprünglichen Aktivierungskonzeption bleiben auch in einer optimierten oder differenzierteren Massnahmenlandschaft erhalten und erschweren es den Klienten, aber auch den darin tätigen Fachleuten, diese Hilfemassnahmen sinnvoll zu gestalten.

Standardisierte Anforderungen

Der aktivierenden Sozialpolitik liegt das Bild eines standardisierten Arbeitslosen zugrunde. Ein standardisierter Arbeitsloser ist ein Arbeitsloser, der sich gemäss einer gewissen Richtschnur normal verhält. Folglich sind auch die aktivierenden Kurse und Massnahmen auf einen idealtypischen Arbeitslosen zugeschnitten. Von ihm wird erwartet, dass er sein Handeln an bestimmten Normen ausrichtet, worunter vor allen Dingen eine ausgeprägte Leistungsorientierung, Eigenverantwortung, Funktionstüchtigkeit und Selbststeuerungskompetenz verstanden werden. Diese typischen Anforderungen der Aktivierungspolitik können als sozialpolitische Entsprechung eines neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems gelesen werden. Auf der einen Seite werden »die Verdienste des Wettbewerbs und der Effizienz um jeden Preis« als Leitwerte der wirtschaftlichen, aber auch staatlichen Entwicklung hochgehalten. Andererseits werden die Menschen, die mit dieser Entwicklung nicht Schritt halten können, mit gezielten Massnahmen unterstützt, um wieder als leistungsfähige Teilnehmer dieser Entwicklung zu funktionieren (Castel 2008, S. 73). Der französische Soziologe Robert Castel entlarvt die Doppeldeutigkeit hinter der Verherrlichung des kapitalistischen Wettbewerbs und des gleichzeitigen staatlichen Bemühens, »sich mit dem Schicksal der ›Ausgeschlossenen‹ zu beschäftigen, als »Supplement an Seele [...], das eine Politik benötigt, die die Hegemonie der ökonomischen Gesetze und die Diktate des Finanzkapitals akzeptiert«. Die dezidierte Betonung der Eigenverantwortung erwerbsloser Personen nährt sich aus der Vorstellung, dass die selbstregulierenden Kräfte des Marktes es schaffen würden, leistungsschwächere Arbeitnehmende zu integrieren. Deshalb werden die Arbeitgeber auch nicht auf verpflichtende Weise in die Aktivierungspolitik mit einbezogen. Die realwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme, die mit der Langzeitarbeitslosigkeit zusammenhängen, werden negiert oder bagatellisiert – so zum Beispiel die konstant bleibende Sockelarbeitslosigkeit, das Verschwinden von Nischenarbeitsplätzen oder das Auslagern niedrig qualifizierter Arbeiten ins Ausland.

In verschiedenen Kursen und anderen Massnahmen sollen die Erwerbslosen beweisen, dass sie die Normen, die der Aktivierung zugrunde liegen, ideell teilen und auch in ihren Handlungen befolgen. Die Psychoanalytikerin Rosmarie Barwinski-Fäh spricht in diesem Zusammenhang von der *pensée opératoire*, die bei den erwerbslosen Personen gefördert wird. Gemeint ist damit eine mechanische Orientierung nach aussen, die sich allein der Bewältigung der äusseren Lebensumstände widmet und das Erlernen innerer Bewältigungsmechanismen vernachlässigt (Barwinski-Fäh 1995). Die standardisierten Verhaltensregeln der aktivierenden Massnahmen übertragen die Pflicht, die

Arbeitslosigkeit zu überwinden, an die erwerbslosen Personen. Die institutionelle Praxis hat ihrerseits den Auftrag, diese Verhaltensregeln durchzusetzen. Damit haben die Fachpersonen nur begrenzt Möglichkeiten, das aktivierende Umfeld je nach Klient individuell zu gestalten. Die Standardisierung verhindert, den Fokus auf die persönlichen Entwicklungsnotwendigkeiten der Klienten zu legen. So sind die Fachpersonen gefordert, ihre Arbeit im Spannungsfeld zwischen Klientenorientierung und aktivierungspolitischen Auftrag zu organisieren.

Die Zustimmung zu den normativen Grundlagen der Aktivierung ist jedoch auch unter den Klientinnen und Klienten relativ gross. Auch sie befürworten, dass eine bestimmte Leistung eine Gegenleistung erfordert. Ebenso teilen sie häufig die Meinung, dass die Bezügerinnen und Bezüger von Sozialleistungen ihre Situation möglichst eigenverantwortlich überwinden müssen. Aus unterschiedlichen Gründen ist es jedoch gerade für Langzeiterwerbslose und Erwerbslose über 50 Jahren schwierig, die entsprechenden Normen zu befolgen und dies auch nachzuweisen. Denn zum einen richten sich diese Normen nicht an den unterschiedlichen Ausgangslagen und Fähigkeiten der arbeitslosen Menschen aus, sondern an der Vorstellung einer idealtypischen Arbeitsfähigkeit. Zum anderen wird in der standardisierten Vorstellung einer erwerbslosen Personen ausgeblendet, dass sich die Ursachen der Langzeitarbeitslosigkeit nicht routine- oder standardmässig beheben lassen.

Langzeitarbeitslose Klienten

Standardisierte Anforderungen sind besonders für Langzeitarbeitslose schwierig zu erfüllen. Ein Grossteil dieser Menschen ist mit komplexen Problemen konfrontiert. Eine wesentliche Ursache längerer Arbeitslosigkeit sind keine oder geringe Berufsqualifikationen. Hinzu kommen physische und psychische Belastungen, die der Grund der Arbeitslosigkeit sind oder infolge der Arbeitslosigkeit entstehen. Häufig lassen sich bei Langzeitarbeitslosen auch biografische Prägungen feststellen, die eine eigenständige Lebensgestaltung erschweren.

Die Erfahrung einer längeren Arbeitslosigkeit bedeutet für die meisten Betroffenen einen schwerwiegenden Einschnitt in ihrem Leben. Nicht selten führen gesundheitliche oder psychische Probleme zu einer Kündigung einer Stelle im ersten Arbeitsmarkt. Lange Arbeitslosigkeit wiederum trägt häufig dazu bei, bereits bestehende Probleme zu verstärken. Barwinski-Fäh bezeichnet Arbeitslosigkeit als »kumulatives Trauma« und erläutert, wie Erwerbslose durch tägliche »Zurückweisung, Kränkungen, Misstrauen und Entwertungen« ihr »Grundvertrauen in die eigenen Fähigkeiten« verlieren. Der französische Soziologe und Sozialphilosoph Pierre Bourdieu weist zusätzlich auf die zahlreichen, nur scheinbar nebensächlichen alltäglichen Bezugspunkte hin, die erwerbslose Personen im Alltag verlieren: »Mit ihrer Arbeit haben die Arbeitslosen die tausend Kleinigkeiten verloren, in denen sich eine gesellschaftlich bekannte und anerkannte Funktion realisiert und manifestiert« (Bourdieu 1997). Zu diesen Kleinigkeiten gehören laut Bourdieu Erfordernisse des Alltags wie wichtige Verabredungen, zu erledigende Arbeiten, vorzunehmende Überweisungen, zu beachtende Fristen, Termine oder Fahrtzeiten.

Empirisch ist zwar erwiesen, dass aktivierende Massnahmen wie Kurse oder Einsatzprogramme dazu beitragen, die Belastungen der Arbeitslosigkeit während der Dauer der Massnahme zu reduzieren (Kieselbach 1998; Schallberger/Wyer 2010; Wyer 2014). Die meisten Teilnehmenden erachten denn auch eine geregelte Tagesstruktur als hilfreich. Weil diese Struktur nach der Massnahme wieder wegfällt und dabei auch keine Qualifikationen erworben werden können, sind die positiven Effekte

letztlich allerdings gering. Der Fokus der meisten Massnahmen auf Leistungsfähigkeit und Arbeitsroutine verhindert, die Probleme, die der Arbeitslosigkeit zugrunde liegen, zu thematisieren und/oder zu lösen. Viele Erwerbslose beurteilen die eigenen Ressourcen und die damit verbundenen geringen Chancen auf eine Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt zudem sachlich-nüchtern und erleben es häufig als Zumutung, dass im Rahmen der aktivierenden Massnahmen eine Hoffnung geschürt wird, die sie in der langen Zeit der Arbeitslosigkeit bereits aufgeben mussten.

In ähnlicher Weise ist es in arbeitsmarktlichen Massnahmen nur selten möglich, die Ressourcenschwäche der Klienten zu bearbeiten, obwohl gerade Langzeitarbeitslose wenig oder keine Berufsqualifikationen aufweisen und aufgrund ihres Alters oder aus anderen Gründen nicht die Möglichkeit haben, eine zusätzliche Qualifikation zu erwerben. Menschen mit einem geringen kulturellen Kapital (Bildung, Wissen, Fähigkeiten, Interessen) bleiben aus einem Arbeitsmarkt, der von den Arbeitnehmenden eine hohe Flexibilität verlangt, oft langfristig ausgegrenzt. Ihre Ressourcenschwäche macht sie unbeweglich. Bourdieu weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass das fehlende kulturelle Kapital nicht nur den konkreten Alltag der Menschen beeinflusst, sondern auch deren Vorstellungen des Möglichen und Machbaren (Bourdieu 2004). Wer also nicht in der Lage ist, sich genügend kulturelles Kapital anzueignen, hat nicht nur Schwierigkeiten, seine (berufliche) Zukunft mit einem gewissen Mass an Selbstbestimmung zu realisieren, sondern überhaupt die Zukunft als Idee zu entwickeln. Weil in aktivierenden Massnahmen die Idee des Tätigseins dominiert, wird ein Bewältigungsmuster gestärkt, das vielen der teilnehmenden Langzeiterwerbslosen in der Arbeitslosigkeit nach dem Kurs oder Einsatzprogramm nur wenig hilft. Die Vorstellung, dass Arbeitslosigkeit nur durch Arbeit überwunden werden kann, erscheint auf den ersten Blick zwar logisch. Doch angesichts der zunehmenden Geschlossenheit des Arbeitsmarktes für ressourcenschwache Arbeitslose und angesichts der Tatsache, dass in aktivierenden Massnahmen keine Qualifikationen erworben werden können, müssten den Teilnehmenden viel eher Handlungsmuster vermittelt werden, mit denen sie auch eine langfristige Arbeitslosigkeit bewältigen oder ertragen können.

Institutionen für Arbeitslose bieten zwar – nebst ihrer kritikwürdigen und tendenziell unwirksamen Struktur – auch Möglichkeiten, ihre Klientinnen und Klienten zumindest indirekt zu unterstützen. Geschätzt wird insbesondere die Tagesstruktur, die viele aktivierende Massnahmen kennzeichnet und stellvertretend für einen geregelten Arbeitstag steht, an dem die Teilnehmenden von der individuellen Gestaltung ihres Alltags und ihrer Bedürfnisse entlastet sind. Ferner heben einige Betroffene die klientenbezogene Arbeitsweise der Fachpersonen auf den zuweisenden Stellen und in den Massnahmen hervor, und sie nehmen dieses tragfähige Arbeitsbündnis als hilfreiche Unterstützung in einer von Individualisierung geprägten Sozialpolitik wahr. Tatsächlich kann eine menschliche oder auch leistungsbezogene Anerkennung das Selbstbewusstsein und die Selbstachtung der Klienten stärken. Dass die Nebeneffekte der aktivierenden Massnahmen gewisse elementare Bedürfnisse nach einer Tagesstruktur und nach menschlicher Anerkennung befriedigen, erhöht die Bereitschaft der Klienten, die Rolle des aktiven Teilnehmers zu übernehmen oder tatsächlich aus eigenem Antrieb mitzuarbeiten. Aufgrund der Organisationsweise der aktivierenden Sozialpolitik mit ihren häufigen,

aber nicht wirklich tiefgreifenden Interventionen können diese positiven Erfahrungen jedoch keine langfristige Wirkung entfalten.

Mit der Standardisierung der Anforderungen an erwerbslose Personen negiert die aktivierende Sozialpolitik die entscheidenden Ursachen (Ressourcenschwäche u.a.), die zu längerer Arbeitslosigkeit führen, sowie die Belastungen, die durch eine lange Arbeitslosigkeit entstehen. Deshalb ist sie mit ihren aktivierenden Massnahmen auch nicht in der Lage, die substanziellen Probleme der Langzeitarbeitslosen zu bearbeiten. Das so entstehende Legitimationsdefizit müssen sowohl die Teilnehmenden als auch die Fachpersonen in den aktivierenden Massnahmen ausgleichen. Sie werden genötigt, Sinnzusammenhänge für diese Praxis zu erzeugen.

Inszenierungen in einem künstlichen Bewährungssystem

Dieses Schaffen von Sinnzusammenhängen erleben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in aktivierenden Kursen und Einsatzprogrammen häufig – in einer diffus bewussten, manchmal aber auch schmerzlich klaren Weise – als Inszenierung von Hilfe. In dieser Inszenierung nehmen sowohl die Fachpersonen als auch die Teilnehmenden ihre Rollen als helfende bzw. hilfsbedürftige Personen wahr, nicht selten in der stillschweigenden Übereinkunft, die jeweilige Massnahme wirkungsvoll *erscheinen* zu lassen. Der US-amerikanische Soziologe Erving Goffman (1969) beschreibt die – bewusst oder unbewusst – inszenierte Selbstdarstellung der Individuen als notwendiges dramaturgisches Element der Alltagsorganisation einer Gesellschaft. Die Möglichkeit zur Dramatisierung erlaubt es dem Menschen, in verschiedenen Bereichen unterschiedliche Rollen wahrzunehmen (Goffman 1969). Den »Glauben an die eigene Rolle« identifiziert Goffman als wichtiges Element für die Überzeugungskraft eines Darstellers oder einer Darstellerin. Zweifel ein Darsteller zu Beginn eine Rolle an, könne er sie – so Goffmann – durch wiederholtes Spielen mit der Zeit als authentisch erleben.

Denkbar ist eine solche Entwicklung also auch beim wiederholten Besuch von aktivierenden Kursen. Das Moment der Inszenierung tritt am deutlichsten in den Bewerbungskursen zutage, in der sie den inhaltlichen Schwerpunkt bildet. Intensiv eingeübt werden dabei die verfeinerte Darstellung der eigenen Qualifikationen zur Aufwertung der Bewerbungsunterlagen sowie das Selbstmarketing. Die erwerbslosen Personen werden mit vielfältigen Mitteln dazu angehalten, die eigenen Qualitäten und Qualifikationen im besten Licht erscheinen zu lassen. Selbst dann, wenn die erwerbslosen Personen kaum Qualifikationen haben und keine Qualifikationen mehr erwerben können. Selbst wenn die Ressourcen, sich neu zu orientieren, äusserst gering sind. In solchen Fällen grenzt die vermeintliche Stärkung der erwerbslosen Personen an eine Verweigerung der Realität. Die Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer werden aufgefordert, sich dieser Realitätsverweigerung anzuschliessen, ja sie permanent zu reproduzieren. Wie die Soziologen Christoph Maeder und Eva Nadai treffend festhalten, reduziert sich so die Arbeitsfähigkeit, die es zu erhöhen gälte, auf eine »Virtuosität im Selbstmarketing« (Maeder/Nadai 2009). Mit Blick auf eine idealtypische Situation werden Bewerbungen verfasst und Bewerbungsgespräche geübt, ohne dass die möglichen späteren Interaktionspartner bekannt wären. Diese Übungen werden praktiziert, obwohl die Art einer

Inszenierung letztlich ganz entscheidend von den Reaktionen des Gegenübers und der spontanen Dialogfähigkeit beider Gesprächspartner abhängt (Goffman 1969).

Die in diesen inszenierten Bewerbungen gelehrt rhetorischen Kniffe täuschen jedoch nicht über die Tatsache hinweg, dass viele Langzeiterwerbslose nur wenig zu vermarkten haben. Und darüber sind sich die meisten von ihnen sehr wohl im Klaren. Doch obschon viele Teilnehmende das inszenatorische Moment in den aktivierenden Massnahmen wahrnehmen, sind die Übergänge von der bewussten Übernahme einer Rolle zur Vereinnahmung durch das Kursumfeld fließend und stetig. Die konturlose Vermischung von Zwang und Hilfe trägt dazu bei, die Teilnehmenden dem aktivierenden Umfeld zu verpflichten. Sie fördert eine diffuse Zugehörigkeit, in der die Klienten keine eindeutigen Gründe nennen können, warum sie in den Inszenierungen mitspielen: Zumeist sind es unterschiedliche Motive, die zwischen der Anpassung an die gestellten Anforderungen, Anpassung an die Fachpersonen und der immer wieder aufkeimenden Hoffnung auf die Verbesserung der eigenen Situation pendeln. Dabei gibt es Kursteilnehmende, die sich der aktivierenden Inszenierung eher anpassen, und solche, die auf die institutionellen Zumutungen mit Widerstand und Ablehnung reagieren. In vielen Gesprächen mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern von aktivierenden Kursen wurde deutlich, dass sich ein grosser Teil von ihnen den aktivierenden Anforderungen tendenziell anpasst. Auch jene, die diesen Anforderungen kritisch gegenüberstehen und ihre Wirksamkeit in Frage stellen, versuchen während des Kurses häufig, die Defizite durch eine motivierte Mitarbeit auszugleichen. Doch selbst eine vorbildliche Teilnahme an den aktivierenden Massnahmen führt nur selten zu einer langfristigen Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt³.

In manchen Fällen versuchen die Klienten auch, sich gegen diese Inszenierungen und die Übernahme der Rolle des angepassten Klienten zu wehren. Mit betont widerständigem Verhalten wehren sie sich gegen die forcierte Anpassung an unwirksame Integrationsstrategien. Diese »sekundären Anpassungsleistungen«, wie Goffman sie nennt, dienen vor allem dem Zweck, das eigene Selbst zu erhalten. Mit ihrem Widerstand schaffen sich die Klienten Räume der Selbstbestimmung. Wenn die Fachpersonen diesen Widerstand als blosser Provokation und nicht als ursächliche Folge des aktivierenden Umfeldes deuten, tendieren sie dazu, unangepasste Verhaltensweisen als persönliche Hindernisse für eine Reintegration in den Arbeitsmarkt zu kategorisieren. So entstehen erneut konfliktträchtige Situationen, die den Widerstand der Klienten zusätzlich verstärken.

Sowohl angepasstes als auch widerständiges Verhalten können als Reaktionen auf die Anforderungen und/oder Widersprüche des Umfeldes gelesen werden. Da Anpassung in der Aktivierungspolitik als Prinzip gilt, wird ein normatives Verhalten der Klienten häufig nicht nur als Ziel, sondern schon als Bedingung für eine Teilnahme an den Massnahmen gesetzt. Das, was in der Massnahme zu beweisen wäre, bildet zugleich die Voraussetzung zur Teilnahme an der Massnahme. In einem solchen Zirkelschluss werden die Massnahmen letztlich davon entlastet, einen Erfolg zu garantieren und

³ Es gibt keine offiziellen Zahlen über die reintegrative Wirksamkeit aktivierender Massnahmen. Fachleute schätzen, dass etwa ein Drittel aller Teilnehmenden eine kurz- oder mittelfristige Lösung im Anschluss an die aktivierenden Massnahmen findet. Dies korreliert jedoch nicht zwingend mit der Teilnahme an einer Massnahme.

nachzuweisen. Denn ein Misserfolg kann immer auf die fehlenden Voraussetzungen und/oder die fehlende Bereitschaft der Klienten zurückgeführt werden.

Schluss

Fazit: Im aktivierenden Umfeld wird die Kombination von Hilfe und Kontrolle, die der sozialen Arbeit zugeschrieben wird, vorrangig auf die gesellschaftliche Anpassung der Klienten konzentriert. Die Fachpersonen werden dementsprechend dazu verpflichtet, die Handlungsmuster der Klienten anhand ihres Anpassungsgrades zu bewerten. Der Wunsch vieler Fachpersonen nach primär angepassten Klienten ist denn auch augenfällig und zugleich irritierend. Richten sie ihre professionellen Handlungsmuster besonders auf die funktionstüchtigen Kursteilnehmenden aus, deren schwierige Lebenslage nicht manifest wird, so entstehen in aktivierenden Massnahmen latente Konfliktsituationen. Die Fachpersonen versuchen häufig, diese widersprüchliche Situation zu kompensieren, indem sie sich den Klienten individuell zuwenden. Obwohl die meisten Klienten eine solche Zuwendung schätzen, führt dies sowohl bei ihnen als auch den Fachpersonen letztlich dazu, dass die strukturellen Defizite der Aktivierungspolitik unerkannt bleiben. Ausserdem kann eine individuelle Zuwendung bei den Klienten den legitimen Wunsch nach einer umfassenden Hilfestellung wecken. Dieser Wunsch basiert in der Regel auf einer systematischen Analyse ihrer komplexen Probleme: Würden diese – durch Ressourcenschwäche oder lebensgeschichtliche Ereignisse bedingten – Probleme tatsächlich angegangen, wären substanzielle Entwicklungsschritte nötig, etwa das Nachholen einer Ausbildung, eine Suchttherapie oder die psychische Aufarbeitung eines schwierigen Lebenslaufs. Da solche individuellen Hilfsmassnahmen jedoch sehr kostspielig wären, werden sie sozialpolitisch nicht in Betracht gezogen. Und der letztlich aus einer pragmatischen Sicht entstandene Wunsch der Klienten wird häufig als präventiver Anspruch etikettiert.

Selbstverständlich gibt es Erfolgserlebnisse. Viele Klienten erleben aktivierende Massnahmen, auch wenn sie keine langfristige Wirkung entfalten, als hilfreiche Entlastung oder Ablenkung in einem belasteten Alltag. Mit der Pflicht arbeitsloser Personen, eine Gegenleistung zu erbringen, wurden auch die Pflichten der staatlichen Institutionen hinsichtlich der Betreuung ausgedehnt. Der Ausbau und die Differenzierung der Unterstützungsleistungen für Erwerbslose eröffneten den zuweisenden Stellen und den Fachkräften im aktivierenden Umfeld neue Möglichkeiten, auf die Klienten einzugehen. In gewissen Massnahmen und Kursen erhalten Arbeitslose die Gelegenheit, die Konstellationen ihres eigenen Falls zu erkennen und zu analysieren. Die persönliche Zuwendung von Fachpersonen weckt in den Arbeitslosen zudem häufig einen Rest an Menschlichkeit und Hoffnung, an Autonomisierung und Widerstandskraft, die der politischen Forderung nach Anpassung und Konformität entgegensteht. Insgesamt lässt sich jedoch feststellen, dass die strukturellen Widersprüche der Aktivierungspolitik es den Klienten, aber auch den Fachpersonen erschweren, das aktivierende Umfeld sinnvoll zu gestalten. Besonders für Langzeitarbeitslose bleibt die Situation häufig aussichtslos. Nicht zuletzt auch und gerade dann, wenn sie sich bemühen, den standardisierten Anforderungen des aktivierenden Systems vollumfänglich gerecht zu werden. Wenn dieses Engagement jedoch keine Erfolge zeitigt, wird das aktivierende Umfeld selbstreferenziell. Und Langzeitarbeitslose, die ihr ganzes Engagement auf die verlangten Normen legen, werden so häufig nicht zu Arbeitnehmern im ersten Arbeitsmarkt, sondern bloss zu sehr guten Arbeitslosen.

Literaturverzeichnis

- Aeppli, Daniel C.; Kälin, Roli; Ott, Walter; Peters, Matthias (2004): Wirkungen von Beschäftigungsprogrammen für ausgesteuerte Arbeitslose. Zürich: Rüegger.
- Barwinski Fäh, Rosmarie (1995): Arbeitslosigkeit macht krank. In: Schweizerische Stiftung Pro Mente Sana (Hrsg.): Seelische Folgen der Arbeitslosigkeit. Zürich: Pro Mente Sana, S. 56–66.
- Barwinski, Rosmarie (Hrsg.) (2011): Erwerbslosigkeit als traumatische Erfahrung. Psychosoziale Folgen und traumatherapeutische Interventionen. Kröning: Asanger.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre (2004): Gegenfeuer. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (2009): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Castel, Robert (2008a): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert (2008b): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hrsg.): Exklusion. Die Debatte über die Überflüssigen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 69–86.
- Gerfin, Michael; Lechner, Michael (1999): Ökonometrische Evaluation der arbeitsmarktlichen Maßnahmen in der Schweiz. St. Gallen: Universität St. Gallen.
- Goffman, Erving (1972) [1961]: Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Juhász, Anne; Mey, Eva (2003): Die zweite Generation: Etablierte oder Aussenseiter? Biographien von Jugendlichen ausländischer Herkunft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kieselbach, Thomas (1994): Arbeitslosigkeit als psychologisches Problem – auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. In: Leo Montada (Hrsg.): Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 233–263.
- Kieselbach, Thomas (1998): „Ich wäre ja sonst nie mehr an Arbeit ran gekommen!“ Evaluation einer Reintegrationsmaßnahme für Langzeitarbeitslose. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- Lalive d’Epinay, Rafael; Zweimüller, Josef (2000): Evaluationsprogramm Arbeitsmarktpolitik: arbeitsmarktliche Massnahmen, Anspruch auf Arbeitslosenentschädigung und die Dauer der Arbeitslosigkeit. Studie im Auftrag der Aufsichtskommission für den Ausgleichsfonds der Arbeitslosenversicherung. Bern: Seco (Seco Publikation Arbeitsmarktpolitik, 6).
- Maeder, Christoph; Nadai, Eva (2009): Leistung lohnt sich (nicht immer) – Beschäftigungsfähigkeit als Eintrittskarte zum Arbeitsmarkt. In: Stefan Kutzner, Michael Nollert und Jean-Michel Bonvin (Hrsg.): Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik. Zürich: Seismo, S. 113–126.
- Schallberger, Peter; Wyer, Bettina (2010): Praxis der Aktivierung. Eine Untersuchung von Programmen zur vorübergehenden Beschäftigung. Konstanz: UVK.
- Wyer, Bettina (2011): Die normative Kraft der Aktivierungspolitik. Zur Situation von KlientInnen in Beschäftigungsprogrammen. In: Denknetz Jahrbuch 2011. Zürich: Edition 8, S. 149–157.
- Schweizerische Sozialversicherungsstatistik 2013